

Soziologische Revue

Besprechungen neuer Literatur

Begründet von Heinz Hartmann
Herausgegeben von
Richard Münch, Birgitta Nedelmann,
Gert Schmidt, Hans-Georg Soeffner

Jahrgang 23

Heft 4

Oktober 2000

Editorial

Richard Münch 395

Essay

Erwin K. Scheuch, Die Bundesrepublik – Eine lernende Demokratie? 397

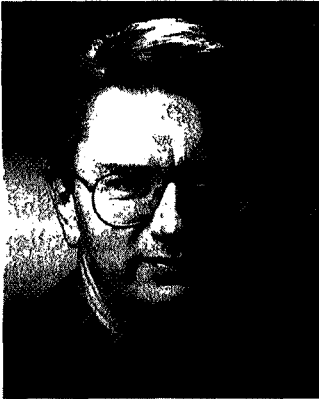
Sammelbesprechungen

- Wulf D. Hund*, Das Ende der Weißheit. Rassismustheorie und historische
Rassismusforschung 403
- Jörg Gutberger*, Nationalsozialismus. Einblicke 55 Jahre danach 414
- Klaus Lichtblau*, Die Renaissance des Politischen. Neuere Beiträge zum
Werk Max Webers 425
- Elmar J. Koenen*, Auf dem Weg zur soziologischen Normalität der neuen
Medien 431
- Horst Pöttker*, Journalismus, Journalistik, Soziologie 444
- Kai-Uwe Hellmann*, Da weiß man, was man hat. Soziologie der Marke:
Ausgewählte Anregungen 457

Einzelbesprechungen

THEORIE

- Tilmann Sutter*, Systeme und Subjektstrukturen – Zur Konstitutions-
theorie des interaktionistischen Konstruktivismus (Stefan Jensen) 469
- Gerd Nollmann*, Konflikte in Interaktion, Gruppe und Organisation.
Zur Konfliktsoziologie der modernen Gesellschaft
(Thorsten Bonacker) 471



Die Renaissance des Politischen. Neuere Beiträge zum Werk Max Webers

KLAUS LICHTBLAU

- KARI PALONEN, Das ‚Webersche Moment‘. Zur Kontingenz des Politischen. Opladen: Westdeutscher Verlag 1998, 352 S., kt. DM 58,-
- JAN REHMANN, Max Weber: Modernisierung als passive Revolution. Kontextstudien zu Politik, Philosophie und Religion im Übergang zum Fordismus. Berlin / Hamburg: Argument 1998, 358 S., br. DM 39,80
- GREGOR SCHÖLLGEN, Max Weber. München: C.H. Beck 1998, 187 S., br. DM 22,-
- WOLFGANG SCHWENTKER, Max Weber in Japan. Eine Untersuchung zur Wirkungsgeschichte 1905-1995. Tübingen: Mohr-Siebeck 1998, 444 S., ln. DM 178,-
- CORNELIUS TORP, Max Weber und die preußischen Junker. Tübingen: Mohr-Siebeck 1998, 149 S., gb. DM 39,-

Was wäre die „Weber-Industrie“ ohne die Flut der Sekundärliteratur, die allein in Japan mehr als zweitausend Bücher und Aufsätze umfaßt und die inzwischen weltweit einen Umfang angenommen hat, den vollständig zu überblicken sich heute wohl kaum einer unter den *Weber*-Forschern anmaßt? In der dieser Sammelbesprechung zugrundeliegenden neueren deutschsprachigen Sekundärliteratur steht die Auseinandersetzung mit dem historisch-politischen Denken *Max Webers* im Mittelpunkt, was vielleicht kein Zufall ist, da in ihm noch am ehesten jene Einheit von Werk und Person faßbar wird, die gerade im Falle *Webers* immer wieder beschworen worden ist. Zugleich wird anhand dieser Sekundärliteratur eine zunehmende Historisierung seines Werkes deutlich, wie sie auch in den einzelnen Bänden der *Max Weber*-Gesamtausgabe (MWG) zum Ausdruck kommt. Daß nahezu zwei Drittel der Gesamtauflage der MWG nicht in Deutschland oder den USA, sondern in Japan verkauft wird, war nur der äußere Anlaß für den Düsseldorfer Historiker *Wolfgang Schwentker*, seine jetzt auch gedruckt vorliegende Habilitationsschrift der Geschichte der japanischen *Weber*-Rezeption zu widmen. Denn daß die japanischen *Weber*-Forscher den Vergleich mit ihren deutschen und amerikanischen Kollegen nicht zu scheuen brauchen, wurde bereits während des 15. Deutschen Soziologentages deutlich, der dem Andenken *Max Webers* gewidmet war und im April 1964 in Heidelberg stattfand. Dessen Teilnehmer wurden nämlich durch die Mitteilung eines anwesenden japanischen Kollegen überrascht, daß zur selben Zeit in Japan die Vorbereitungen für ein *Max-Weber*-Symposium auf Hochtouren liefen, das im Dezember 1964 in Tokio stattfand und dem zu entnehmen war, welches Ausmaß

die japanische *Weber*-Forschung zu diesem Zeitpunkt bereits angenommen hatte (295ff.).

Schwentker beschreibt die Geschichte dieses für uns aufgrund der Sprachbarrieren bisher weitgehend verschlossen gebliebenen Rezeptionsprozesses mit großer Sachkenntnis und Sympathie, wobei er die jeweiligen Schwerpunkte der japanischen *Weber*-Diskussion vor dem Hintergrund der entsprechenden zeitgeschichtlichen Bezüge und des damit verbundenen Strukturwandels der japanischen Gesellschaft herausarbeitet. Dabei gelingt ihm ein eindrucksvolles Gemälde der Auseinandersetzung der japanischen Nationalökonomien, Sozialwissenschaftler, Historiker und Philosophen mit dem fortschreitenden Modernisierungsprozeß in ihrem Land, die sich in weiten Teilen im Medium einer nur noch mit der japanischen Rezeption des *Marx'schen* Werkes vergleichbaren kritischen Aneignung der Schriften von *Max Weber* vollzieht. Die seit der Meiji-Reform von 1868 zu beobachtende Förderung des Wissenschaftsaustausches mit dem westlichen Ausland hatte dort nicht nur zu bemerkenswert frühen Versuchen zur Institutionalisierung der soziologischen Forschung an den japanischen Universitäten geführt, sondern auch zu einer intensiven Rezeption der deutschen historischen Schule der Nationalökonomie, die man als theoretisches Vorbild für eine gelungene obrigkeitstaatliche Modernisierung der eigenen Gesellschaft betrachtete, wie sie in den Augen der japanischen Forscher und Politiker auch für das wilhelminische Reich charakteristisch war, dessen Sonderweg in die Moderne man dabei mehr oder weniger nachzuahmen versuchte. Bezeichnenderweise ist das Werk von *Max Weber* in diesem Zusammenhang zuerst von japanischen Nationalökonomien rezipiert worden, wobei zunächst seine wirtschaftshistorischen und methodologischen Schriften im Mittelpunkt standen, bevor in den dreißiger und vierziger Jahren zunehmend das gesamte Spektrum seines Schaffens ausführlich diskutiert und gewürdigt wurde. Eine wichtige Rolle innerhalb der japanischen *Weber*-Rezeption haben dabei *Emil Lederer*, *Kurt Singer* und *Karl Löwith* gespielt, die in den zwanziger und dreißiger Jahren für eine längere Zeit an japanischen Universitäten lehrten und dort die intellektuelle Entwicklung einer neuen Generation von *Weber*-Forschern zu prägen vermochten (94ff.). *Löwith's* berühmte Abhandlung über „Max Weber und Karl Marx“ aus dem Jahre 1932 stand nach dem Zweiten Weltkrieg im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen zwischen den marxistischen und den „bürgerlichen“ Sozialwissenschaftlern in Japan. Eine eigenwillige Synthese zwischen Marxismus und Weberianismus gelang jedoch erst dem japanischen „Modernisten“ *Otsuka Hisao*, dessen umfangreiches Werk seit 1945 maßgeblich die japanische *Weber*-Forschung beeinflußt hat. *Otsuka* war es auch, der die intellektuelle Vormachtstellung des Marxismus innerhalb der japanischen Sozialwissenschaften zu brechen vermochte, indem er in seinen zahlreichen Untersuchungen neben den materiellen Interessen die Macht der Ideen und den Einfluß der Religion auf die wirtschaftliche Entwicklung verdeutlichte (220ff.).

Alles in allem beeindruckt die japanische *Weber*-Rezeption durch ihre stark historische Orientierung und den Versuch, *Webers* Werk für eine Analyse von Japans Weg in die Moderne fruchtbar zu machen, wobei insbesondere seine wirtschaftsgeschichtlichen und seine religionssoziologischen Untersuchungen zur Klärung der Frage herangezogen wurden, warum es in Japan und China im Unterschied zu Westeuropa und Nordamerika nicht zur Ausbildung eines kapitalistischen „Geistes“ im Sinne von *Webers* Protestantismus-These gekommen ist und welches die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Übernahme des westlichen Entwicklungsmodells innerhalb einer durch völlig andere kulturelle Traditionen geprägten semifeudalen Gesellschaft sind, wobei *Schwentker* die nach-

haltige Aktualität von *Webers* Werk in Japan mit dem „antinomischen Charakter der japanischen Moderne“ zu erklären versucht, für den sich eine weberianische Deutung geradezu anbiete (14). Daß die japanische *Weber*-Forschung in diesem Zusammenhang eine eigenständige Interpretation seines Werkes und eine produktive Weiterentwicklung seines kulturvergleichenden Forschungsprogramms zu leisten vermochte, ist ein weiterer Beleg dafür, daß seine diesbezüglichen kultur- und universalgeschichtlichen Untersuchungen nicht nur einen tieferen Einblick in die historische Eigenart der okzidentalischen Sonderentwicklung ermöglichen, sondern zugleich die Voraussetzungen für ein besseres Verständnis der ostasiatischen Gesellschaften und ihrer Entwicklung geschaffen haben.

In *Webers* Analysen der politischen und sozialen Struktur der wilhelminischen Gesellschaft kommt seiner Auseinandersetzung mit dem preußischen Junkertum ein besonderer Stellenwert zu. *Cornelius Torp* zeigt in seiner einschlägigen Studie, daß diese Frage das ganze *Webersche* Werk durchzieht und ihn wiederholt zu einer scharfen Kritik des deutschen Bürgertums veranlaßt hat, dem *Weber* eine zu starke Anpassung an die Wertvorstellungen dieser seiner Ansicht nach zum ökonomischen Untergang verurteilten alten aristokratischen Herrschaft vorwarf. Die in seiner Untersuchung über die Lage der ostelbischen Landarbeiter und in seiner Freiburger Antrittsrede von 1895 zum Ausdruck kommende Angst bezüglich einer fortschreitenden „Polonisation“ der deutschen Ostgebiete im Gefolge der zunehmenden Einstellung von polnischen Gastarbeitern in den großen, kapitalistisch geprägten Agrarbetrieben des Ostens steht dabei in einem eigentümlichen Widerspruch zu seiner vorbehaltlosen Unterstützung der Industrialisierung der deutschen Wirtschaft als Voraussetzung für eine erfolgreiche Weltpolitik. Während sich *Weber* im Bereich der Industriepolitik und der parlamentarischen Interessenvertretung nachhaltig für ein Bündnis zwischen dem Großbürgertum und der modernen „Arbeiteraristokratie“ als Voraussetzung für eine erfolgreiche Modernisierung des deutschen Kaiserreichs einsetzte, vertrat er in der Landarbeiterfrage dagegen das Programm einer „inneren Kolonisation“ des deutschen Ostens, das im agrarischen Bereich auf eine Bevorzugung von subsistenzwirtschaftlich orientierten Kleinbetrieben gegenüber einer an strikt kapitalistischen Prinzipien orientierten Landwirtschaft hinauslief. Denn *Weber* befürchtete langfristig eine Zersetzung der „Wehrkraft des deutschen Ostens“, die seiner Meinung nach allein durch eine bewußte Ansiedlung eines aus eigener ökonomischer Kraft existenzfähigen deutschstämmigen Bauernstandes als „physischer Reserve der Nation“ abgewendet werden konnte (69ff.).

Obleich sich *Weber* selbst wiederholt als einen „klassenbewußten Bourgeois“ bezeichnet hatte, der sich entschieden gegen zunehmende Feudalisierungstendenzen innerhalb seiner eigenen Klasse aussprach, war bei ihm die Klassenfrage in letzter Instanz doch der nationalen Frage untergeordnet. Seine Kritik am preußischen Junkertum und sein späteres Eintreten für eine vorbehaltlose Parlamentarisierung des Deutschen Reichs war nämlich primär durch seine Sorge motiviert, daß das von *Bismarck* geschaffene zweite deutsche Kaiserreich aufgrund der Vormachtstellung einer zum ökonomischen Niedergang verurteilten alten aristokratischen Herrschaft den Anschluß an die Westmächte verlieren und bei der imperialistischen Aufteilung der Erde in einzelne nationale Interessengebiete letztendlich für immer zu kurz kommen könnte. Es stellt insofern eine gewisse Verkürzung dar, wenn *Jan Rehmann Webers* „Klassenstandpunkt“ ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Schaffung einer „neuen bürgerlichen Hegemonie im Übergang zum Fordismus“ zu bestimmen versucht, in deren Rahmen anstelle des bisher vorherrschenden „bürgerlich-junkerlichen

Machtblocks“ nun ein entsprechendes Klassenbündnis zwischen der industriellen Großbourgeoisie und der sozialdemokratisch geprägten Arbeiteraristokratie trete (9ff.). Gleichwohl gelingt es *Rehmann*, mit seinem an *Gramscis* hegemonietheoretischer Ansatz orientierten Relektüre von *Webers* Werk die zahlreichen Querverbindungen herauszuarbeiten, die zwischen *Webers* idealtypischen Konstruktionen und seinem am Vorbild des anglo-amerikanischen Kapitalismus orientierten bürgerlich-liberalen Modell eines erfolgreichen gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses bestehen. In der Suche nach einer gegenüber der obrigkeitstaatlichen Fixierung des deutschen Luthertums überlegenen Form der kulturellen Vergesellschaftung habe sich *Weber* bewußt dem Studium der protestantischen Sekten in Nordamerika zugewendet, um die religiösen Wurzeln der nordamerikanischen Zivilgesellschaft und ihrer Verfassungskonstruktion für eine entsprechende Rekonstruktion der Genese des „kapitalistischen Geistes“ fruchtbar zu machen (34ff., 223ff.). *Webers* Protestantismusstudien sind dieser Lesart zufolge als ideologischer Ausdruck des von ihm angestrebten neuen Klassenbündnisses im Zeitalter der fordistischen Massenproduktion und des auch die Arbeiterschaft miteinbeziehenden modernen Massenkonsums zu verstehen, was die ungeheuere Resonanz der „Protestantischen Ethik“ in den Vereinigten Staaten erkläre, da es sich hierbei im Grunde genommen ja nur um den Reimport eines „anglo-amerikanischen Gründungsmythos“ handele (227). Eigenwillig und in der Eindeutigkeit der vorgenommenen Bezüge durchaus problematisch ist dabei *Rehmanns* Interpretation von *Webers* Arrangement des entsprechenden religionsgeschichtlichen Materials. Während nämlich der bekannte Kirchenhistoriker *Albrecht Ritschl* in seiner Gegenüberstellung der verschiedenen protestantischen Strömungen der Neuzeit noch die unterschiedlichen Erscheinungsformen der „innerweltlichen Askese“ als einen Rückfall in den mittelalterlichen Katholizismus gedeutet und allein das Luthertum und den Zwinglianismus als eine weltzugewandte moderne Religion akzeptiert hatte, ist bei *Weber* eine genau entgegengesetzte Bewertung dieser verschiedenen Strömungen des Protestantismus festzustellen. Indem *Weber* den Ursprung des „kapitalistischen Geistes“ auf den Einfluß der aus dem Calvinismus und dem Täuferium hervorgegangenen protestantischen Sekten zurückführe, habe er im Grunde genommen einen „religiösen Unterbau“ für das von ihm angestrebte Bündnis zwischen Bürgertum und Arbeiteraristokratie geliefert, da im Rahmen seiner „Mythistory“ Calvinismus und Täuferium als Chiffren für das moderne Unternehmertum sowie eine vom moralischen Wert der Arbeit überzeugte Arbeiterklasse zu verstehen seien (218ff.).

Was an *Rehmanns* „ideologiekritischer“ *Weber*-Interpretation etwas Unbehagen bereitet, ist der Umstand, daß sie aufgrund der Eindeutigkeit der von ihm postulierten Entsprechungen zwischen *Webers* Texten und dem sich dabei im Hintergrund angeblich bereits abzeichnenden „fordistischen Projekt“ selbst immer wieder in eine „Mythistory“ umzukippen droht. Zwar ist es durchaus erfreulich, daß sich seit längerer Zeit auch wieder einmal ein marxistischer Autor in kompetenter Weise an der derzeitigen *Weber*-Diskussion zu beteiligen versucht. Doch wirkt eine solche Überlagerung der *Weberschen* Originaltexte durch eine marxistische Terminologie heute eher antiquiert als erfrischend oder gar erkenntnisfördernd, da *Rehmann* mit seinem an *Marx*, *Gramsci* und der neueren Fordismus-Diskussion orientierten Weltbild *Webers* Texten auch nicht mehr Parteilichkeit und Klassengebundenheit zu entnehmen vermag als dies *Christoph Steding* in seiner beeindruckenden Charakterisierung von *Weber* als dem „letzten Liberalen“ vor dem Hintergrund einer ganz anders gearteten politischen Philosophie bereits 1932 gelungen ist. Vielleicht wird man aber auch *We-*

bers Verständnis des Politischen eher gerecht, wenn man von dessen eigenem zeitgeschichtlichen Engagement zunächst einmal absieht, dafür aber seine Stellung innerhalb der Geschichte des politischen Denkens im 20. Jahrhundert zu bestimmen versucht.

Diesen Vorschlag hat jüngst der finnische Politikwissenschaftler *Kari Palonen* gemacht, indem er der Bedeutung der Kontingenz in *Webers* Politikverständnis nachgegangen ist. *Weber* ist für ihn derjenige moderne Denker, der wieder unmißverständlich die Eigenständigkeit des Politischen betont hat, indem er es radikal von dem Einflußbereich der anderen gesellschaftlichen Wertesphären wie der Religion, Wirtschaft und Wissenschaft abgegrenzt hat. Da *Weber* auf eine gesellschaftstheoretische Fundierung seiner „verstehenden Soziologie“ verzichte und im Rahmen seines methodologischen Individualismus von der prinzipiellen Kontingenz des menschlichen Handelns ausgehe, um auf dieser Grundlage das alte Problem, ob unter solchen Voraussetzungen überhaupt eine dauerhafte soziale Ordnung möglich ist, in einer strikt antimetaphysischen und streng nominalistischen Form der Begriffsbildung zu lösen, habe er zugleich die Rahmenbedingungen für ein neues Verständnis des Politischen geschaffen (17ff., 83ff.). Indem *Weber* den in einem Zeitalter der Rationalisierung und Bürokratisierung noch verbliebenen Spielraum für ein genuin politisches Handeln und Entscheiden auszumessen versuche, trete bei ihm nicht zufällig der Begriff der „Chance“ in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen, der den kontingenten Charakter des Politischen in einer entzauberten Welt unterstreiche. In methodologischer Hinsicht trage *Weber* dieser Kontingenz des Politischen mit seinem theoretischen Konstrukt der „objektiven Möglichkeit“ Rechnung, das er in seiner Auseinandersetzung mit *Eduard Meyer* entwickelt hatte und mit dem der „Wirklichkeitswissenschaftler“ *Weber* gerade die faktisch unrealisiert gebliebenen Möglichkeiten des geschichtlichen Verlaufs zum Kriterium einer objektiv gültigen Form der kausalen Zurechnung erhoben hatte (121ff.). Die prinzipielle Existenz von Alternativen ist also nicht nur für das menschliche Handeln im allgemeinen, sondern auch für das politische Handeln charakteristisch. *Weber* trägt dieser unaufhebbaren Kontingenz des Handelns und der auf ihr beruhenden sozialen und politischen Ordnung durch eine strikt probabilistische Form der Begriffsbildung Rechnung. Die „Wahrscheinlichkeit“, daß ein angestrebter Handlungsverlauf bzw. eine erwünschte soziale Beziehung überhaupt zustande kommt, schließt also deren mögliches Scheitern gerade nicht aus, weshalb *Palonen* die „Priorität des Möglichen gegenüber dem Wirklichen“ und den Versuch einer begrifflichen Bestimmung des „Möglichkeitshandelns“ als eigentliches Kennzeichen des politischen Denkens von *Max Weber* ansieht (150ff.).

Mit der Aufdeckung der kontingenten Grundlagen des menschlichen Handelns hat *Max Weber* einen wichtigen Schritt in Richtung auf ein von allen konkreten inhaltlichen Zwecksetzungen und überlieferten normativen Rahmenbedingungen abstrahierendes Politikverständnis vollzogen und damit die „Eigengesetzlichkeit“ des Politischen zu unterstreichen versucht. Dieser entsubstantialisierte, rein formale Begriff des Politischen steht also quer zu den im 19. Jahrhundert entstandenen weltanschaulichen Strömungen und ist deshalb nicht zufällig nach dem Zweiten Weltkrieg immer wieder in die Nähe eines politischen „Dezisionismus“ à la *Carl Schmitt* gerückt worden. Aufgrund *Webers* eigenartigem „Liberalismus“ und seines Plädoyers für eine „plebiszitäre Führerdemokratie“ deshalb das Kind gleich mit dem Bade auszuschütten und sich von ihm als ein zutiefst in seiner Zeit verwurzelten Gelehrten zu verabschieden, dessen „zerklüftetes und fragmentarisches Werk für das Verständnis seiner Epoche sehr viel hergibt“, uns darüber hinaus aber im Grunde nichts mehr zu sagen ha-

be, wie dies *Gregor Schöllgen* in seinem jüngst erschienenen Einführungsband zu Leben und Werk *Max Webers* behauptet (7 u. 170f.), stellt allerdings eine merkwürdige Form des Umgangs mit einem kultur- und sozialwissenschaftlichen Klassiker dar. Denn ein Klassiker zeichnet sich definitionsmäßig doch gerade dadurch aus, daß seinem Werk jenseits seiner jeweiligen Zeitgebundenheit auch noch so etwas wie eine überzeitliche Bedeutung zukommt und uns mithin auch heute noch eine typische, das heißt eben „klassische“ Antwort auf ein allgemeines Menschheitsproblem zu geben vermag. Davon ist in der von *Schöllgen* besorgten Einführung leider nicht viel zu merken, weshalb man sich nur darüber wundern kann, warum dieser Band in einer bewährten Schriftenreihe erschienen ist, die das Leben und Werk großer „Denker“ zum Gegenstand hat. Wenn schon *Schöllgen* offensichtlich nicht in der Lage ist, seine pauschalen Vorbehalte gegenüber *Max Weber* sachlich zu begründen, warum betraut man ihn dann überhaupt mit der anspruchsvollen Aufgabe einer Einführung in das Werk eines heute weltweit anerkannten Klassikers der Kultur- und Sozialwissenschaften? Ist denn keinem in der Schriftleitung des hierfür verantwortlichen Verlages aufgefallen, daß solch stark abwertende Urteile über *Webers* Werk wie „inkonsistente Methodologie“, „widersprüchliche Handlungstheorie“ und „nicht selten dilettantisch wirkende Beschäftigung mit immer neuen Fragen in immer neuen Disziplinen“ (169) auch ein Zeichen für *Schöllgens* mangelndes Verständnis des von ihm dergestalt malträtierten Werkes sein könnte? Wie kommt er überhaupt zu seinem Urteil, daß *Weber* nicht nur persönlich, sondern auch wissenschaftlich „gescheitert“ sei (7 u. 171)? Vielleicht ist sein Eindruck, daß „das, was *Weber* treibt, kaum noch in einem inneren Zusammenhang (steht)“ (21), ja eher *Schöllgens* eigener Unfähigkeit geschuldet, einen solchen „inneren Zusammenhang“ in *Webers* Werk zu erkennen? Zumindest hätte er der einschlägigen Sekundärliteratur entnehmen können, daß der fragmentarische Charakter von *Webers* Werk nicht unbedingt gegen die Existenz einer übergreifenden „Fragestellung“ bzw. eines entsprechenden „Forschungsprogramms“ spricht. Gemessen an den Kriterien, die man üblicherweise bei der Beurteilung von Einführungsbänden zugrunde legt, muß deshalb der Schluß gezogen werden, daß *Schöllgen* an der von ihm übernommenen Aufgabe einer objektiven Darstellung und Bewertung der geistesgeschichtlichen Bedeutung von *Max Webers* Werk gescheitert ist. Denn der Sinn einer solchen Einführung besteht ja nicht darin, den persönlichen Aversionen ihres Verfassers zur Publizität zu verhelfen, sondern vielmehr darin, die eigentliche Größe des jeweils behandelten Denkers in einer auch für den Laien sachlich nachvollziehbaren Weise deutlich zu machen. Und das ist in dem hier vorliegenden Einführungsband leider nicht geschehen.